

Klimawandel an der Lagune

Zu Wasser, zu Lande und auf der Bühne wird alles anders – ein Besuch in Venedig aus Anlass der Biennale teatro

BARBARA VILLIGER HEILIG

Die Schuhmode passt sich dem globalisierten Tourismus an. Was über Venedigs Brücken stapft, entspricht kein bisschen deren graziöser Form: Statt eleganter Sandaletten trägt frau heute robuste Sandalen mit Gummisohlen, vorzugsweise ohne Absätze – wenn nicht überhaupt Turnschuhe. Tempora mutantur.

Diesen Sommer verzeichnet «La Serenissima», wie Venedig von alters her heisst, eine touristische Hausse. Seit Jahren war das nicht mehr der Fall: volle Hotels an Ferragosto. Weil die Türkei als Feriendestination entfiel, buchten die Leute um Venedig mit seinem orientalischen Touch lag da offenbar nahe (das Museo Correr zeigt passenderweise eine Ausstellung zum Werk eines Vedutenmalers, der im 19. Jahrhundert den Nahen Osten bereiste: «Ippolito Caffi – Tra Venezia e l'Oriente»).

Verdrängungskampf

Entsprechend setzte der Verdrängungskampf ein. Platz ist eine knappe Ressource auf der Insel; der Transportverkehr lässt sich auf den Wasserstrassen nicht ad libitum intensivieren – weshalb die Bürger zum Protest aufrufen, als unlängst das Gedränge an den Vaporetto-Haltestellen überhandnahm. Den Venezianern gehört Venedig allerdings schon länger nicht mehr; und wer von ihnen noch nicht abgewandert ist, weiss zudem, was er dem Tourismus schuldet. Zum Beispiel ein formidabel laufendes Pasta-Take-away in der heissen Zone zwischen Rialto und San Marco, das frische Tagliatelle – al ragù, al pesto u. a. m. – in der beliebten Nudelbox anbietet. Kein Wunder, ist die Kundschaft asiatisch; schon eher erstaunt, dass sich der Giovanotto mit umgebundener Kochschürze hinter der Theke als Deutscher entpuppt.

Doch nicht nur zu Lande, auch zu Wasser ändert sich die soziale Zusammensetzung. Am auffälligsten ist die Invasion der Quallen, wenn sie in Heisswetterperioden schwarmweise am Lido stranden oder sich bis ins Kanalsystem der Stadt verirren – wobei das warme Wasser nur einer der Gründe für den Wandel des Ökosystems ist, wie Luca Mizzan erklärt, der Direktor des Museo di Storia Naturale di Venezia. Weitere hängen mit der neuen Dammstruktur zusammen (Stichwort Mose-Projekt), dank der die Strömung anders verläuft als früher und die Trennung von offe-



Klug und herausfordernd – das «Purgatorio», gemeinsam realisiert von Babilonia Teatri und ZeroFavole.

ANDREA AVEZZO

nen Meer und Lagune verwischt. Alt-eingesessene Fischarten werden von Neuzuglern verdrängt, von Goldbrassen etwa. Die Goldbrasse aber ist ein natürlicher Feind des Tintenfischs, der unter Druck gerät. Soll sein schwarzes Sekret dem lokalen Speisezeitel nicht abhandkommen, muss es bald andernorts beschafft werden. Spaghetti al nero di seppia sind nämlich, wie ein Blick in die Trattorie beweist, besonders beliebt bei den Gästen aus dem Fernen Osten, welche sie mit Pizza kombinieren. Demnächst landen wohl auch japanische Algen auf ihrem Teller – gerernt in der Lagune. Dort sichtete man ausserdem eine Robbe, und die Fischer fassten unlängst einen knapp zwei Meter langen Thunfisch. Lauter neue Spezies.

Deshalb ist es nur folgerichtig, dass auch die Biennale di Venezia, immer offen für Neues, diesen Trend weiterführt. In der Theatersektion (Biennale teatro) setzte sie heuer mit der Vergabe des Silbernen Löwen – er zeichnet innovatives Schaffen aus – ein prominentes

Signal. Der Preis ging an die Gruppe Babilonia Teatri. Sie lässt Menschen auftreten, die anders sind als wir.

Mit «Pinocchio» waren Babilonia Teatri bereits bei der letzten Biennale teatro in Erscheinung getreten. Die Erinnerung daran hat mich seither nicht aufgehört zu beschäftigen: Drei ehemalige Kompaktanten, befragt von einer Stimme aus dem Off, referierten ihre Geschichte, tönten ihre Probleme an, eröffneten ihre Wünsche. Frontal zum Publikum exponierten sie sich; ungeschützt, aber zwanglos. Sie taten das, man spürte es, gern. Schon seit 2012 sind sie mit dem Stück unterwegs, an Festivals im In- und Ausland. Damit die Spontaneität erhalten bleibt, variiert die Reihenfolge der Fragen bei jeder Aufführung – kein festes Drehbuch liegt ihnen zugrunde, eher ein «canovaccio», wie ihn die Commedia dell'Arte kannte: eine Sammlung frei kombinierbarer Elemente.

Zentral ist in den drei autobiografischen Erzählungen jener Vor- oder Unfall, der zum Koma führte. Um diesen

Einschnitt, sagt Enrico Castellani, kreise das Denken der Darsteller unablässig. Ihnen sei es wichtig, sich mitzuteilen, auch öffentlich: «Ihr Zustand ist ihr Leben.» Theater zu spielen begannen sie im Rahmen des in Bologna domizilierten Vereins Gli amici di Luca, der sich um Schicksale wie ihres kümmert. Mit ihm kooperieren Babilonia Teatri aus dem Interesse für «attori-non attori» heraus: für Laiendarsteller – und ihre persönlichen Geschichten.

Zusammen mit Valeria Raimondi hat Enrico Castellani vor zehn Jahren Babilonia Teatri gegründet. Er studierte damals Recht, sie Philosophie. Beide stammen aus der Gegend von Verona, beide interessieren sich für Theater, aber eben auch für unsere Gesellschaft, unsere Zeit, unsere Welt. («Cabaret Babilonia» sollte damals eine Produktion zum Irakkrieg heissen, die nicht zustande kam, aber der Gruppe ihren Namen gab). Zu Beginn veranstalteten sie Workshops mit Schulkindern, Betagten und Häftlingen. Insbesondere die Erfahrung des Gefäng-

nisses habe sie stark geprägt, sagt Castellani; das Theater, wie er und seine Partnerin es verstehen, sieht er auch als Tool, um mit verdrängten Sphären in Berührung zu kommen. Dieses Privileg erlaube es ihnen, «andere» Perspektiven auf die Bühne zu bringen, vor allem solche, von denen man gemeinhin lieber nichts wissen wolle. Warum sonst würden diejenigen, die sie uns vermitteln könnten, weggesperrt vom Rest der Gesellschaft?

Es war bloss eine Frage der Zeit, dass Castellani/Raimondi auf ihren Recherchen an den gesellschaftlichen Rändern mit ZeroFavole in Kontakt kamen, einem weiteren Verein, dessen Fokus auf der sozialen Inklusion liegt. Zur Schauspieltruppe von «Purgatorio», einem vage an Dante inspirierten Projekt (dem «Inferno» vorausging), gehören Menschen mit Down-Syndrom, mit Parkinson, mit Glasknochenkrankheit oder mit dem, was man in Ermangelung eines Besseren als «geistige Behinderung» bezeichnet – oder, politisch korrekter, als «mentale Retardierung». Politisch korrekt wollen Babilonia Teatri aber gar nicht sein. Politisch schon – nicht indem sie eine Denkrichtung vorgeben, sondern indem sie Zustände zur Debatte stellen. Erreichen wollen sie, dass ihre Aufführungen in Erinnerung bleiben. Was nich betrifft, hat das geklappt.

«Voglio una donna!»

Auch den Vormittag bei der «Purgatorio»-Probe werde ich nie vergessen. Die Atmosphäre ist vergnügt, die Freude am Spiel mit Händen greifbar. Laute Musik sorgt für Stimmung, nicht nur während der Tanzsequenzen. Noch wird ausprobiert, improvisiert. Castellani feuert alle von der Bühne aus an, auf den roten Sandsack einzuboxen; Raimondi beobachtet und interveniert vom Saal aus. Eine erste Szene nimmt Form an: Der Beichtvater versucht, seine Schäferchen zur Reue zu bewegen. Umsonst; sie lassen sich ihre verbotenen Wünsche nicht nehmen. Wie befreiend kann doch Sturhebel wirken! Zumal sich einer der Sünder vor Lachen – worüber? – am Boden wälzt. Ein anderer freilich, wenn er zum zügsten Mal erklärt, er liebe die Frauen, klingt wie das Echo auf den geisteskranken Onkel in Fellinis «Amarcord», dessen eindringliches «Voglio una donna» schliesslich nicht mehr erheitert, sondern zu Tränen reizt. Lustig ist es nicht, was Babilonia Teatri uns zumuten. Aber bedenkenswert, verstörend und berührend.

Bach im Land der Bäche

Die Appenzeller Bachtage starten mit einem klang sinnlichen Auftakt und bieten noch bis Sonntag ein vielversprechendes Programm

JÜRIG HUBER

Nein, die monatlichen Bach-Kantaten, das Markenzeichen der Bach-Stiftung St. Gallen, möchte ihr Initiator und Financier Konrad Hummler nicht in den Kirchen des katholischen Fürstentums aufgeführt wissen. Die gehörten ins reformierte Auserroden mit seinen prächtigen Grubenmann-Kirchen. In der Ostschweiz sind die konfessionellen Grenzen noch präsent – nicht nur zwischen den beiden Appenzeller Kantonen; auch in St. Gallen markiert ein Mauerchen die Linie zwischen dem Bischofsort und der früher mehrheitlich reformierten Stadt. Dort ist Hummler aufgewachsen, und dort hatte er sein Erwerbsverhältnis als Knabensopran in der Matthäus-Passion; Keiner ist Bach seine Leidenschaft, was 1999 zur Gründung der Bach-Stiftung führte, die im Herbst 2006 unter der künstlerischen Leitung von Rudolf Lutz ihre musikalische Tätigkeit aufnahm.

Das Konzept, jeweils nur eine einzige Kantate pro Abend, dafür diese gleich zwei Mal, unterbrochen von Reflexionen einer Persönlichkeit des öffentlichen Lebens, vorzutragen und ihr eine musikologisch-theologische Einführung voranzustellen, hat ein treues Stamm-

publikum, weit über die Region hinaus. Es nimmt deren Anteil am Voranschreiten des Kantatenprojekts, das bei gleichbleibender Kadenz im Jahr 2030 abgeschlossen sein wird und das neben der hohen musikalischen Qualität nicht zuletzt durch professionelle mediale Vermarktung besticht. Der von Rudolf Lutz gepflegte Interpretationsstil orientiert sich an der historischen Aufführungspraxis und zeichnet sich durch Transparenz, rhythmische Pointierung und die freie Ausführung des Generalbass aus.

Horizontenerweiterungen

Für die Appenzeller Bachtage, die heuer zum zweiten Mal stattfinden, wird der strenge Rahmen bewusst gelockert. Einerseits sollen den Interpreten Freiräume eröffnet werden, ihre Kunst auch in ungezwungener Atmosphäre zu beweisen. Andererseits wird der Horizont musikgeschichtlich erweitert, wie so gleich das Eröffnungskonzert mit dem Basler Madrigalisten unter der Leitung von Raphael Immoos zeigte. Es thematisierte den Wandel des Choralen in über tausend Jahren anhand von Pfingstgesängen – wozu sich in ökumenischem Sinn die St. Galler Kathedrale anbot.

Allerdings weht der Geist nicht nur, wo er will, sondern auch, wie er will. Im weiten Sakralraum wird das Wort buchstäblich von katholischer Klanglichkeit verwischt. So ist das Erlebnis denn auch mehr mystischer als intellektueller Natur. Dazu trägt die unaufdringliche Rauminszenierung bei, die wechselnde Positionen der je acht Sängerinnen und Sänger ganz vorne im Chor bis hinauf zur Orgelempore umfasst.

Die einst in St. Gallen komponierte Pfingstsequenz «Sancti spiritus assit nobis gratia» von Notker Balbulus steigert sich in der gleichnamigen, mehrchörig vorgetragenen Motette von Heinrich Isaac zu einem ersten verhaltenen Klangrausch, während die Koloraturen, mit der Bach seine Motette «Der Geist hilft unser Schwachheit auf» schmückte, im grossen Hall des Kirchenschiffes verflissen. Perfekt erscheint die Akustik hingegen für die drei Chöre op. 6 von Max Reger, die in einer Fassung mit Orgelbegleitung erklingen und ihre für den Komponisten vergleichsweise schlechte Harmonik dank getragenen Tempi berührend aufwuchern.

Zum Ereignis aber wird, nach den monströsen Klangkaskaden von Regers Choralfantasie «Wie schön leuchtet der

Morgenstern», die sich unter den Händen (und Füßen) des Organisten Johannes Lang von der Empore ergossen, «Come, Holy Ghost» des 2012 verstorbenen Briten Jonathan Harvey. Welchen Zauber entfalten diese acht komponierten Minuten aus dem Jahr 1984 mit ihren raffinierten Klangschattierungen und Echoeffekten – und wie beeindruckend lassen die Madrigalisten ihre Kehlen leuchten: «This may be our endless song», heisst es in einer Liedzeile sinnig.

Eine «Bachiade»

Alles andere als endlos sind die Appenzeller Bachtage – immerhin bis Sonntag steht noch ein reichhaltiges Programm an, das auf die Musik des Namensgebers fokussiert. Neben Akademien zur intellektuellen Anregung erklingt Vokales und Instrumentales in verschiedenen Kontexten und Räumen. Vollends auf die Füsse gestellt wird Bach in einer «Konzertwanderung» über diverse Brücken des Appenzellerlandes. Und protestantisches Ethos schwingt nicht nur mit, wenn Hummler in seiner Eröffnungsansprache die Einführungsveranstaltung als «Arbeit» bezeichnet, der erst die «Erholung» beim Imbiss und der

Genuss des Konzerts zu folgen hätten; auch das morgendliche «offene Singen», eine gute Stunde nach Sonnenaufgang in Kirchen des Appenzellerlandes, zeugt von diesem strebsamen Geist, der die Zeit hienieden nicht mit Ausschlafen vergeudet sehen will.

Der leise wehende puritanische Wind verhindert nicht, dass auch moderne Event-Formate Einzug halten. Kein Geiringerer als der Choreograf Royston Maldoom, der durch die Zusammenarbeit mit den Berliner Philharmonikern bei «Rhythm is it» berühmt wurde, betreut ein Jugendprojekt und wird auch an der samstäglichen Bach-Nacht eine wichtige Rolle spielen. Von jeglichem Gigantismus distanziert sich Konrad Hummler jedoch ausdrücklich. Einem Projekt wie dem der Holländischen Bachgesellschaft, die Bachs Gesamtwerk inklusive Instrumentalmusik in wöchentlichen Aufführungen plant, will er nicht nacheifern. Weit mehr schwebt ihm eine «Bachiade» in Anlehnung an die etablierte Schubertiade im nahe Brezgenzer Wald vor. Der Grundstein dazu ist gelegt – an Geld und Geist sollte es nicht mangeln.